

Ueber
Geisternähe und Geisterwirkung

oder

über die Wahrscheinlichkeit,
daß die Geister der Verstorbenen den Lebenden
sowohl nahe seyn, als auch auf sie
wirken können.

3te Auflage.

Den Lesern seines Dokimions noch näher anzusprechen.

Von

G. W. C. Dedekind.

Pastor zu St. Lamberti auch Sen. Ministerii.

Hannover,

in der Hahn'schen Hofbuchhandlung.

1825.

Geometrie und Geographie

W. 2°

Über die Eigenschaften

von die Größe der Winkel im Dreieck
ist die Größe der Winkel im Dreieck
gleich groß, als auch auf die
Winkel können

der Winkel

den Winkel gleich dem Winkel nach der Größe

von

W. 2°

W. 2°

W. 2°

W. 2°

W. 2°

Er. Hochwürden
dem Hrrrn Doctor theologiae,
Abte zu Loccum
auch
erstem Land- und Schatzrathe
widmet
diese kleinen Früchte seiner Muße
als
einen schwachen Beweis seiner in-
nigsten Dankbarkeit und
Verehrung

der Verfasser.

Dr. Johann

dem Herrn Doctor theologiae

Dr. Johann

und

erstem Rath- und Schatzkammer

wirmt

sich seinen Gütern keine Ruhe

als

seiner schätzbarsten Gütern in

unserm Reichthum und

Erhaltung

der Reichthum

V o r w o r t.

Es ist zwar lange Sitte schon, aus zween Büchern Eins zu machen; und so könnte ich auch wol mich jetzt mit allen denen trösten, welchen dieses einst zu einem bittren Vorwurfe wurde, dafern die gute Absicht sichtbarlich dabei zum Grunde lag, das Vielfache zu vereinfachen, oder das Mißverständene verständlicher zu machen — vielleicht auch den, für das, in zween Büchern, Vorgetragene sich Interessirenden die größern Kosten zu ersparen.

Indeß ist dieser Trost mir keinesweges schon genug, und sicher hätte ich aus mei-

nem Dokimion und meiner Geistes-
nähe und Geisterwirkung keine dritte
Schrift verfertiget, wenn nicht außer mei-
nem Herrn Verleger — welchem überdem
die letzte Schrift schon ausgegangen ist —
auch noch so Manche gegen mich den
Wunsch geäußert hätten: die, in meinem
Dokimion geahneten, so sehr ihnen zusa-
genden Wahrheiten in einer andern
Schrift ihnen deutlich zu machen.

Ob nun meiner guten Absicht, diesem
Wunsche möglichst zu entsprechen, auch
von denen die gewünschte Gerechtigkeit
wiederfahren werde, welche jenen Wunsch
noch nicht von sich vernehmen ließen —
wird eine unbefangene Beurtheilung die-
ser Schrift mich wissen lassen.

Möchten doch die Herrn Beurtheiler
derselben sich dabei so ganz in meine
Stelle setzen!

Der Verfasser.

Der Mensch, dessen unabänderliches Loos es nun einmal ist — zu sterben, wird nicht nur gern sich überzeugen wollen, daß er auch nach seinem Tode fortleben werde, sondern auch natürlich darnach fragen: wie es ihm dann im andern Leben seyn werde?

Hierüber etwas Gewisses auszumitteln ist ein so angelegentliches als würdiges Geschäft seines, über sich selbst nachdenkenden, und an sein endloses Seyn glaubenden Geistes sowohl überhaupt, als auch besonders dann, wenn diese seine Lieblings-Saiten durch außerordentliche Anlässe angeschlagen werden.

Gleichwohl wird ihm darüber Niemand Red' und Antwort geben können, weil niemand schon von seinen Brüdern, niemand wenigstens, der lange schon genug sich in dem Lande der Unsterblichkeit verweilet hätte, daher zurückgekommen ist.

Um also seine, so natürliche, Wißbegierde befriediget zu sehen, wird er, da die Erfahrung ihn verläßt, um einen andern Zeugen sich bekümmern müssen, der, unabhängig von der Erfahrung selbst, gleichwohl urkundlich ihm berichten könne.

Das, von aller Erfahrung unabhängige, nur durch Erfahrung sich uns ankündende moralische Gesetz der reinen, unbedingt und ohne Rücksicht auf Natureinflüsse oder Hindernisse gebietenden Vernunft hat, Kraft seines übersinnlichen Principis oder Urgrundes, das unbezweifelte Befugniß, ein solches rechtliches Zeugniß für oder gegen die Wirklichkeit solcher Ideen auszusagen. Welche unter diesen Ideen also bei ihren Ansprüchen auf Wirklichkeit ein unverkennbares Zeugniß dieses moralischen Gesetzes für sich aufzuweisen haben, die belegen eben damit auch zugleich, zur völligen Genugthuung, ihr Recht, in das Heiligthum unbestreitbarer Wahrheiten mit eingeführt zu werden, und in demselben die Huldigung des Glaubens aller Vernünftigen anzunehmen.

Was nun das Daseyn und den Character dieses moralischen Gesetzes anbetrifft, so ersuche ich meine verehrten Leser, darüber in meinem Dokimion von der 2ten Seite an das Weitere nachzulesen — doch wird

man es auch gern mir nachsehen, wenn ich den dort bemerkten wesentlichen Unterschied zwischen dem Klugheitsgesetze und zwischen dem moralischen oder practischen Gesetze mit Einigem jetzt wiedergebe.

Das Klugheitsgesetz geht aus der Erfahrung hervor, indem es den Zweck menschlicher Neigungen, und die Naturursachen und Naturmittel, welche diese Neigungen erzeugen und befriedigen, ausforschet, und demzufolge nur rãth, was zu thun oder zu lassen sey, diesem Zwecke auf das Beste zu entsprechen, also nicht gebietet — daß hingegen das moralische Sitten- oder practische Gesetz allein aus der reinen Vernunft hervorgehe, nicht nur nicht die Erfahrung frage, sondern auch, wenn sie ihm ja auch widersprechen sollte, diese Erfahrung selbst sogar sich unterwirft, und also unbedingt, und mit einer, der Erfahrung ganz unbekanntem, Nothwendigkeit gebietet, auf die der Vernunft eigenthümliche Freiheit sich beziehend. — Daß endlich das Klugheitsgesetz von dem Sittengesetze in seiner Endabsicht sehr wesentlich sich unterscheide, indem jenes unsre sinnliche Glückseligkeit zur Absicht hat, und daher lediglich nur rãth, was zu thun sey, wenn wir deren theilhaftig werden wollen; dahingegen das Sittengesetz unsere, in der Uebereinstimmung mit uns selbst — des Urtheils

mit dem Wollen — bestehende Würdigkeit beabsichtigt.

Dieses moralische Gesetz der sittlichen Vernunft ist es nun, auf dessen Aussagen wir vorzüglich uns beziehen werden — wie wir denn gleich den Satz darauf begründen wollen,

Daß ein höchster moralischer Urheber aller Dinge nothwendig von uns angenommen werden müsse.

Das Sittengesetz bestimmt zwar, mit Ausnahme eines jeden andern Bestimmungsgrundes, bloß durch sich selbst den Willen als Willen, indem es sein Gebot ganz unbedingt zu ihm gelangen läßt; doch gebietet es auch keinesweges, um nur zu gebieten, sondern befaßt in seinen Geboten einen Endzweck, welchen zu verwirklichen es uns so unnachlässlich auferleget, als es dieses Zweckes wegen ein Gebot für uns würde — Sittlichkeit nämlich und eine ihr vollkommen angemessene Glückseligkeit, wie sie seiner sittlichen Würde einzig zusagt.

Man kann sich alle Gebote des Sittengesetzes in dem Einen denken: behaupte, mögest du dich als Ich, als eine Person für dich, betrachten, oder dich in einen jeden andern Ber-

nünftigen denken — behaupte dich immer als derselbe, übereinstimmend mit dir selbst, und suche so als Sinnen- und Vernunftwesen deine Glückseligkeit mit deiner Würdigkeit stets zu vereinen.

Gleichwohl ist eine der Sittlichkeit, wie sie die Würdigkeit begründet, vollkommen gemäße Glückseligkeit weder durch unser gesamtes Vermögen stets hervorzubringen, noch von der Natur, als Natur, zu erwarten.

Durch das Bewußtseyn des übersinnlichen Vermögens unserer Vernunft sind wir zwar unserer Erhabenheit über die ganze Natur insofern gewiß, daß sie mit ihrer ganzen Macht uns nicht bestimmen oder zwingen könne, etwas zu wollen, was wir nicht wollen, oder etwas nicht zu wollen, was wir wollen — daß also ihre ganze Macht an der Bestie dieses unsers freien Willens scheitern muß. Doch ist dieses verneinende Vermögen unsrer Freiheit — das Vermögen nämlich, der Natur zu widerstehen — auch die Gränze ihrer Wirksamkeit. Mit welcher Nothwendigkeit das Sittengesetz es auch von uns fordere, und wie entschlossen der dadurch bestimmte Wille es auch wollen möge — wir können es schlechterdings aus eigener Kraft nicht dahin bringen, nicht immer dahin bringen, daß

die Natur ein stetes Mittel zu unserm Zwecke werde, vielmehr muß es als eine freie Günst von Seiten der Natur betrachtet werden, wenn sie zu unserm Zweck sich fügen sollte. Wollten wir auch das Gebot: erhalte dein Leben! mit allem Ernst vollstrecken; können wir's darum von der Natur erzwingen, daß sie uns nicht tödte, wenn sie mit ihrem Blickstrahle schon nach unserm Scheitel zielt, oder das Gift einer tödtlichen Krankheit schon in unserm Körper wirken läßet?

Was uns denn als Vernunftwesen schlechterdings unmöglich ist — eine stete Hervorbringung nämlich einer, der sittlichen Würdigkeit vollkommen entsprechende — sinnliche — Glückseligkeit, das muß also, da es von dem Sittengesetze mit einer unnachgiebigen Nothwendigkeit gefordert wird, von der Natur erwartet werden. Diese Erwartung aber, wie vielen Grund sie einerseits auch in den Forderungen des Sittengesetzes findet, wird anderseits durch die Betrachtung wiederum vernichtet: daß die Natur, als Inbegriff alles Sinnlichen, keinen zureichenden Grund in sich enthalten könne, warum sie mit Beziehung auf die Forderungen des sittlichen Gesetzes die Glückseligkeit moralischer Wesen bearbeiten und vollenden sollte. Eine solche Beziehung kann nur aus einer sittlichen Vernunft hervorgehen, und, da sie diese — sofern

sie wirksam werden soll — nicht in sich selber findet, muß sie wol einen höchsten moralischen Urheber, einen Gott — sich setzen, der einerseits sie, die Natur, sich durch Gesetze unterwerfe und anderseits durch diese Gesetze sie so einrichte, daß sie die Forderungen des Sittengesetzes ohne weiteres entspreche.

Auch bei der Form — Verzeihung für dieses, nur für das Sinnliche geeignete Wort! Beschaffenheit schien das Bezweckte mir so gut nicht auszudrücken, also — auch bei der Form, in welcher sie als sittliche Vernunft sich selbst erkennet, darf sie, sofern sie über sich ein Urtheil fällen will, nicht stehen bleiben — nicht mit der Antwort sich genügen lassen: daß diese sittliche Form aus der Beschaffenheit ihres Wesens hervorgegangen sey! sondern muß, um dieses eigne Wesen selbst sich erklären zu können, einen Urgrund, einen moralischen Urgrund desselben schlechterdings voraussetzen.

An diesen muß sie nun die zwiefache Forderung ergehen lassen:

- 1) Daß er als Urgrund der Sittlichkeit und als moralischer Gesetzgeber selbst dem nicht widerspreche, was er von uns, als sittlichen Wesen, fordert.

2) Daß er zugleich als Schöpfer der Natur auch sie, die Sinnenwelt und die ihr vorgeschriebenen Gesetze, mit einer solchen Beziehung auf seine Sittlichkeit entworfen habe, daß sie von der Sittlichkeit vollkommen gebilligt werden müssen.

Die sittliche Vernunft kann als solche nicht umhin, einem jeden sittlich-freien Wesen aufzulegen: in einem jeden Augenblicke des Urtheilens und des Handelns Eins mit sich selbst zu seyn — seine Einigkeit zu behaupten. — Von dieser Regel kann und darf sie schlechterdings kein moralisches Wesen entbinden, oder sich entbunden denken. Sie muß demnach auch von dem höchsten moralischen Urheber ganz unnachlässlich voraussetzen, daß er in seiner Gesetzgebung nie anders, wie in seiner Handlung, und in seiner Handlung nie anders, wie in seiner Gesetzgebung sich erweisen, vielmehr als Selbsthandelnder und als Gesetzgeber Eins mit sich selber bleibe, oder in beiderlei Verhältnissen durch dieselben Grundsätze sich bestimmen lasse.

Was jene zweite Forderung der sittlichen Vernunft nun anbetrifft, daß nämlich der höchste morali-

ſche Urheber aller Dinge, auch ſie, die Sinnenwelt, und die ihr vorgeschriebenen Geſetze mit einer ſolchen Beziehung auf ſeine Sittlichkeit entworfen habe, daß ſie von der ſittlichen Vernunft vollkommen gebilligt werden müſſen — ſo haben wir den guten Grund derſelben zugleich ſchon mit der Rechtmäßigkeit der erſteren nachgewieſen.

Die unnachlaſſliche Forderung der ſittlichen Vernunft an den höchſten moralischen Urheber, ſowohl als Schöpfer der Natur, wie auch als handelndes Weſen überhaupt: durch keine andere, als durch die höchſte Regel der Sittlichkeit ſich beſtimmen zu laſſen! — begründet den zwiefachen Glauben:

- 1) daß er einen einmal gefaßten Zweck ſo wenig wieder aufgeben könne, als er
- 2) die Mittel wieder aufgeben werde, durch welche dieſer Zweck bedingt wurde.

Sollten ſich demnach nun absolute Zwecke oder Forderungen, d. h. Forderungen, welche nicht etwa nur die Neigung, ſondern die von ihr unabhängige Vernunft ſelbſt an den höchſten Urgrund aller Dinge zu richten, mit einer ſittlichen Nothwendigkeit an ihn zu richten ſich gendthigt ſieht, ſtatt finden; ſo würden

solche Forderungen zugleich die unverwerflichsten Versicherungen für uns seyn, daß sie das höchste Wesen auch unausbleiblich in Erfüllung bringen werde. Als eine solche absolute Forderung erscheint uns nun zunächst die Unsterblichkeit.

Die ganze Gültigkeit des Beweises für die Unsterblichkeit, von Seiten der Vernunft, hängt von der Frage ab: ob die Forderung sittlicher Wesen an den höchsten moralischen Urheber, die Forderung: sie nicht zu vernichten! sich zu einer absoluten Forderung, d. h. zu einer solchen eigne, welche die Vernunft, als Vernunft, an das höchste moralische Vernunftwesen unumgänglich richten müsse? Ob es uns denkbar sey, daß irgend ein vernünftiges Wesen, welches zum Bewußtseyn seines Seyns gelangt eine Vernichtung für sich wollen könne?

Beispiele der Erfahrung — von Selbstmördern nämlich — dürfen hier nicht einreden, eben weil sie Beispiele der Erfahrung sind. Ist etwa schon durch die in der Erfahrung gegebene allgemeine Nichtbefolgung des Sittengesetzes die absolute Forderung desselben schon hinweggeläugnet worden? Ihre Forderungen werden von der Vernunft als aus ihr hervor gehend in uns angekündet — wie sollt' es eines weiteren Zeugnisses noch bedürfen?

Sollte also die Vernunft gleich unabwendbar, wie die Forderungen des Sittengesetzes, ihre Forterhaltung von einem jeden andern Vernunftwesen, und, sofern sie sich in Gedanken — wie sie es kann — in die Stelle des höchsten Vernunftwesens noch versetzt, auch von diesem ihre Erhaltung mit gleicher Unbedingtheit fordern müssen; so würde sie wol nicht bezweifelt werden können.

Daß nun die Vernunft in die Stelle eines jeglichen Vernunftwesens sich gedacht, jene Forderung an ein jegliches Vernunftwesen, welches eine sie vernichtende Gewalt besäße, unausbleiblich richten müsse, ist dadurch schon allein für uns gewiß, daß es sich als eine Thatsache in uns ankündet. In welcherlei Vernunftwesen die Vernunft in uns sich auch hinein denken, oder welches Vernunftwesen sie auch an ihre Stelle setzen möge — sie kanns nicht wollen, daß man sie vernichte; sie muß vielmehr von einem jeglichen als unnachlässlich fordern: daß man sie — ihr Ich — im Daseyn lasse. In welchem Wesen sie sich diese Forderung nicht denken könnte, in dem hätte sie damit auch aufgehört sich einen Vernünftigen zu denken.

Fragt man: warum daß dies so sey? so antworten wir: weil die Vernunft, die sich selbst als das

Herrlichste erscheint, und ihren höchsten Zweck nur in sich selber findet — mit sich selbst zerfallen, sich widersprechen würde, wenn sie sich selber aufgeben wollte. Gehen wir nun zu dem

Beweise für die Unsterblichkeit
jetzt selbst hinüber.

Es ist dem höchsten moralischen Urheber, als Urgrund der Sittlichkeit, schlechterdings unmöglich, gegen die höchste Regel der Sittlichkeit ein zwiefaches, sich widersprechendes, Wollen in sich aufzunehmen — anders zu wollen, wenn er sich als den Behandelten, und anders zu wollen, wenn er sich als den Zu behandelnden vorstellen würde; vielmehr wird er in eines jeden Vernunftwesens Stelle dieselbe Anforderung an Ihn in Erfüllung bringen, welche er in des zu behandelnden vernünftigen Wesens Stelle unachlässlich an sich selber richten würde. Nun aber ist die Forderung sittlicher Wesen an Ihn, die Forderung; sie nicht zu vernichten! so geeignet, so absolute Forderung der Vernunft, als Vernunft, daß Er in dieser sittlichen Wesen Stelle sie unumgänglich an Sich selber richten würde; mithin ist die Vernichtung irgend Eines sittlich vernünftigen Wesens als Etwas, das Ihm selber widerspricht, Ihm schlechterdings unmöglich, moralisch unmöglich — Er muß ihr Daseyn

wollen, und so lange forterhalten, als er sein eignes Daseyn wollen muß.

*

*

Nähere Bestimmung des Begriffs
von Unsterblichkeit

— als Einleitung in die Lehre von unserm Zustande nach dem Tode.

Wie man von einer Unsterblichkeit reden, sie fordern, und dabei gleichwohl behaupten könne: daß sich von ihr nichts mit Gewißheit aussagen und bestimmen lasse — das werden diejenigen uns schwerlich selbst verständlichen, welche solche Widersprüche sich zu schulden kommen lassen.

Ich dünkte, daß, wer etwas fordere, auch wissen müsse, was er fordert; daß also die Vernunft sich selber zu erklären, oder zu bestimmen wissen werde, was sie mit der Unsterblichkeit so unbedingter Weise fordert. Lassen wir sie also selbst jetzt näher uns bestimmen, was ihr Begriff von der Unsterblichkeit enthalte.

Man wird gar leicht bemerken, daß es nicht die Unsterblichkeit als Unsterblichkeit sey, welche das vernünftige Wesen von seinem moralischen Urheber fordert, mit andern Worten: daß es nicht sowohl fordere, daß man jederzeit von ihm aussage: es sey vor:

handen! sondern, daß es sich immerfort im Daseyn wisse, sein Ich, als dieselbige Person anschau und erkenne. Woraus denn folgt, daß alles dasjenige, was das Bewußtseyn seiner Selbstheit oder Persönlichkeit wesentlich bedingt, d. h. wo roher der Vernünftige sich nicht mehr für denselben halten könnte, den Begriff von Unsterblichkeit begränze und erschöpfe. Nichts mehr, aber auch nichts weniger als dieses wird von einem jeglichen Vernunftwesen von seinem moralischen Urheber unbedingt oder absolut gefordert, und erwartet.

Von unserm Zustande nach dem Tode.

Als wesentliche Bedingung des Bewußtseyns unsrer Persönlichkeit ergiebt sich

- 1) das sittliche Vermögen der Freiheit unsers Willens.

In dem sittlichen Vermögen der Freiheit unsers Willens erkennet die beobachtende Vernunft nicht nur den erhabensten, sondern auch den wesentlichsten Character unsrer inneren Person. So tief sie diese nur ergründen konnte, immer fand sie das sittliche Vermögen der Freiheit — das Vermögen, mit der vollkommensten Unabhängigkeit von Allem außer ihr sich durch sich selber zu bestimmen — so inniglich mit ihr verbunden, daß sie nach ihren Urgrundsätzen diese unsre

Person für eine andre halten müßte, sobald nur dies Vermögen in ihr aufgehoben würde.

Daß wir uns in uns widerfinden, uns für dasselbe Ich auch dann noch halten könnten, wenn das Vermögen unsrer sittlichen Freiheit aus uns hinweggenommen würde, dies ist ihr völlig ungedenkbar. In der Gedanke: Ich! würde selbst für sie verloren gehen, wenn sie die durch ihr ausgesagte Willensfreiheit — Autonomie — von ihm sondern wollte. Die beachtende Vernunft kann daher kein anderes, als das Urtheil fällen: daß das Bewußtseyn unsrer Selbstheit ohne das Vermögen der sittlichen Freiheit unsers Willens nicht Statt finden könne, d. h. daß das Vermögen unsrer sittlichen Freiheit eine wesentliche Bedingung des Bewußtseyns unsrer Persönlichkeit ausmache.

Eine, an wichtigen Folgen in der That sehr wichtige Ueberzeugung! Was sich zunächst aus ihr ergibt, ist die bemerkenswerthe Folge: daß es weder eine ewige Seligkeit, noch eine ewige Verdammniß in dem Sinne gebe, in welchem man dem Moralischguten die Eine, und die Andere dem Moralischbösen zuerkennet. Denn, wo das Bewußtseyn unsrer Freiheit ist, da ist zugleich auch das Vermögen, als

Sittlichgute zu einer sittlichen Verschlimmerung wiederum herab zu sinken — fielen nicht auch Engel? — und als Stttenlose zur sittlichen Besserung, zur Höhe einer sittlichen Vollkommenheit sich wiederum hinan zu nähern; mithin, da in der sittlichen Güte die Würdigkeit, und in der sittlichen Bösheit die Unwürdigkeit besteht, auch das Vermögen unsre Würdigkeit wie unsre Unwürdigkeit mit der unabhängigsten Willkühr zu steigern oder zu verringern.

Das Bewußtseyn sittlicher Vollkommenheit aber ist zugleich höchste moralische Glückseligkeit — Seligkeit genannt — das Bewußtseyn sittlicher Bösheit hingegen die höchste moralische Unglückseligkeit — Verdammniß genannt —. Wer also das Vermögen seiner sittlichen Freiheit hat, der hat auch das Vermögen, den Zustand seiner Seligkeit oder seiner Verdammniß selbst aufzuheben. Nun sind wir aber von der endlosen Fortdauer unsrer sittlichen Freiheit sittlich überzeugt; mithin auch sittlich nun gewiß, daß auch in unsrer Fortdauer nach dem Tode der Grad so wie die Dauer, sowohl der Seligkeit, wie auch der Verdammniß von dem Gebrauche seiner Freiheit abhänge.

Fern des Verdienstes, aus der Fortdauer unsrer sittlichen Freiheit unwidersprechlich sich ergebende, Folge
wenigstens

wenigstens zum Theil, zuerst ans Licht gebracht zu haben, mich zu rühmen, glaube ich vielmehr, wegen deren Zweideutigkeit mich erklären zu müssen.

Man möchte nämlich eine Sicherheit im Bösen für den Moralischbösen von jener aufgedeckten Wahrheit fürchten; ich dünkte aber, daß sie vielmehr ihn, den Sittlichbösen, zittern lassen müßte, weil gerade seine Beharrlichkeit im Bösen ihn eine eben so beharrliche Verdammniß nun wird fürchten lassen müssen. Und fern, daß der Gedanke: nur mit der ewigen Dauer meines guten Willens besteht meine ewige Seligkeit! uns minder eifrig und beharrlich für das Gute machen könnte, wird er vielmehr uns auf das dringendste dahin bestimmen, uns eine Fertigkeit im Guten zu verschaffen.

Als eine wesentliche Bedingung des Bewußtseyns unsrer Persönlichkeit ergiebt sich ferner

- 2) Sinnlichkeit, oder das Vermögen, sowohl von unserm Ich, als auch von den Dingen außer uns Erscheinungen hervor zu bringen.

Alle Völker, wie rohsinnlich sie sich auch den Zustand nach dem Tode dachten, gingen ohne Zweifel von dem so wahren Satze aus: daß alles dasjenige,

was die Person, oder das Bewußtseyn derselben bedinge, auch mit fortdauern müsse, wenn sie, d. h. ihre Personen, als solche fortdauern sollten. Nur — daß sie die innere Person vom groben Körper noch nicht so ganz zu unterscheiden wußten, und das Bewußtseyn ihrer Persönlichkeit durch die zufälligen, sie stets umgebenden und begleitenden, Umstände, unter welchen sie nur leben und weben zu können glaubten, für bedingt hielten.

Dieser Abweg müsse uns, die wir das Verhältniß unsrer Sinnlichkeit zum Bewußtseyn unsrer Persönlichkeit nun näher untersuchen, uns nun um so mehr bestimmen, auf unsrer Hut zu seyn, damit derselbe Fehlschluß uns nicht übereile.

Unter Sinnlichkeit verstehen wir überhaupt das empfangende — recipirende — und wiedergebende — reflectirende — Vermögen, oder die Fähigkeit, in uns, vermöge welcher erkennbare und empfindbare Gegenstände uns gegeben werden, die Vermittlerin, das Organ gleichsam, durch welches diese Dinge Gegenstände für uns werden, und Verhältnisse, einwirkende und leitende Verhältnisse — Wechselwirkungen — zwischen ihnen und uns Statt finden; so, daß diese Dinge außer uns ohne ihr zwar vorhanden seyn,

nur für uns so gut wie nicht vorhanden seyn würden — wie die Gestalt unsers Angesichts ohne einen sie wiedergebenden Spiegel zwar vorhanden ist, aber für uns so gut wie nicht vorhanden seyn würde.

In der That erschöpfen wir nicht nur unsere Begriffe von Sinnlichkeit, indem wir mit einem wiedergebenden Spiegel sie vergleichen, sondern finden diese Vergleichung auch zugleich am zweckmäßigsten, die wesentliche Abhängigkeit des Bewußtseyns unsrer Persönlichkeit von der Sinnlichkeit noch nachzuweisen.

Nehmen wir nämlich, daß sie, diese Sinnlichkeit, gleich einem wiedergebenden — reflectirenden — Spiegel, zwar nicht die Dinge an sich, als solche, aber doch ihnen gemäße Erscheinungen uns von denselben gleichsam zurückwerfe; so begreifen wir, wie unsre Person — unser Ich — allein durch ihre Hülfe eine Vorstellung von sich selbst erhalten könne, und, wie dieses Bewußtseyn nothwendig wieder verloren gehen müßte, sobald die Sinnlichkeit einst für uns aufgehört haben würde. Denn das Bewußtseyn unsrer selbst ist ohne eine Anschauung unsers Selbsts nicht möglich, wir müssen uns gegeben werden, unser Ich — das Ur-ich — muß unserm Ich sich gleichsam zeigen, erscheinen, wenn es von sich selber etwas wissen, oder seiner sich bewußt werden soll.

Ohne eine solche Anschauung unser^s Ich^s können wir zwar seyn, aber unserer, als einer vorhandenen Person, uns nicht bewußt seyn, als wozu eine Vorstellung von uns selbst erfordert wird, welche ohne ein zweites sich wiedergebendes Ich nicht möglich ist. Diese Erscheinung von unserm Ich geht aber mit der Sinnlichkeit, als dem Vermögen, von den Dingen an sich, wie von uns selbst Erscheinungen hervor zu bringen, offenbar verloren; mithin ist das Bewußtseyn unsrer Persönlichkeit durch die Sinnlichkeit so wesentlich bedingt, daß, wenn die letztere aufgehoben würde, auch das erstere damit erloschen wäre, und also, wo das erstere bleiben soll, auch das letztere vorhanden bleiben muß.

Da wir nun von der ewigen Fortdauer unser^s Bewußtseyns, oder des Bewußtseyns unsrer Persönlichkeit, moralisch gewiß sind; so sind wir damit sittlich auch gewiß, daß auch die Sinnlichkeit, als eine wesentliche Bedingung derselben, auch nach dem Tode gleich endlos fortdauern werde.

Als eine wesentliche Bedingung des Bewußtseyns unsrer Persönlichkeit wird ferner auch erfordert

3) Analogie.

Da wir kein besseres Wort für den darunter mitzutheilenden Begriff zur Hand haben; so wird

eß wieder nöthig seyn, gehörig zu bestimmen, in welchem Sinne dieses so vieldeutige Wort genommen wird.

Unter Analogie verstehen wir nämlich die Beharrlichkeit einer durchgängigen Gleichförmigkeit oder Proportion in den Verhältnissen aller Erscheinungen unter einander, zufolge welcher die Zustände der Dinge immerhin verändert dargestellt werden können, ihre Verhältnisse zu einander aber immer dieselben bleiben. Man kann, um einen bestimmten Fall zu geben, eine Stadt nach einem verjüngten Maaßstabe in einem Gemählde oder Modell nachbilden, ohne die Analogie dabei zu verletzen, wenn nämlich Alle Theile nach demselben Maaßstabe verkleinert dargestellt werden; hingegen würde man die Analogie in der Nachbildung aufheben, wenn man auch nur einen Theil der Stadt, etwa einen Thurm, nach einem andern Maaßstabe, also größer oder kleiner darstellen würde.

Nun sagen wir, daß eine solche Analogie in der Erscheinungswelt, als ein unmittelbares Erforderniß der Sinnlichkeit auch nach dem Tode fortdauern müsse.

Es ist uns nämlich unmöglich, daß, wenn wir von zwei gleichen Dingen Gleiches hinwegnehmen,

sich diese Dinge nicht noch gleich bleiben sollten. Nehme man von sich völlig gleichen und gleichgekleideten Zwillingen ihre Oberkleider auch hinweg, so werden sie darum nicht minder sich einander gleich geblieben seyn. So liegt es ohne alle weitere Beweise in der gegebenen Sache selbst als Nothwendigkeit. Und so muß denn nicht allein sie, die Natur, als solche auch nach unserm Tode völlig gleich sich bleiben, sondern auch die gegenwärtigen Gesetze der Natur müssen nach dem Tode fort dauern, weil die Verhältnisse der Erscheinungen, welche durch die Gesetze der Natur begründet werden, mit der Sinnlichkeit gleich endlos fort dauern müssen.

Hieraus ergibt sich denn nun ferner, daß wir auch nach dem Tode, als Erscheinungen, — als Naturwesen — auf uns gegebene, oder zu gebende Erscheinungen auf Naturwesen nach Naturgesetzen wirken, und so auch umgekehrt von diesen andre Naturwesen Einwirkungen nach Naturgesetzen wiederum erfahren werden, welche analog den Gesetzen sind, nach welchen wir jetzt, erkennend und erkannt, handelnd und leidend, gebend und empfangend u. s. w. wechselseitig auf einander wirken.

Wir können diesemnach von der Beschaffenheit des gegenwärtigen Lebens, eben dieser erwiesenen Analogie wegen, mit aller Zuversicht auf die Beschaffenheit des künftigen schließen.

Müssen wir doch nun, wie gesagt, um diese Welt und uns selbst als Natur- und sittliche Wesen uns erklären zu können, einen moralischen Urheber aller Dinge — einen Gott — voraussetzen, und zwar einen Gott, der in Hinsicht seiner Sittlichkeit uns ähnlich sey „seyd vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist“ und da uns dieses unumgänglich ist, so ist es uns auch schon so gut, als habe Er, der durch die Beschaffenheit unsrer denkenden und schließenden Vernunft uns dies so unumgänglich machte, uns damit laut erklärt: ihr sollt mich stets euch ähnlich denken! und in so fern wir dieses als Erklärung Gottes nehmen müssen, so ist es uns auch schon so gut, als sey es ohne Zweifel so.

Sonach sehen wir uns wol genöthiget, durch unsere sittliche Vernunft genöthigt anzunehmen, daß, wenn sich Gott einst Zwecke vorgesezet habe, Er sich die besten vorgesezet haben werde*), weil der Begriff

*) Daher der bekannte Satz: diese Welt ist die beste!

von Vollkommenheit, der in ihr liegt, und welchen sie auf Gott nothwendig übertragen muß, dies un- nachlässlich fordert — so wie sie anzunehmen sich ge- zwungen sieht, daß, wenn Gott einmal einen solchen Zweck sich vorgesetzt habe, er diesen auch nicht wieder aufgeben werde, weil er sich selbst sonst widersprechen würde.

Und hieraus folget nun zuvörderst: daß, Daseyn — des Menschen — Daseyn und ein glückseliger Ge- nuß desselben sich ihm als unverkennbare Hauptzwecke Gottes ankünden, er wenigstens es für unmöglich hal- ten müsse, daß Gott ihn jemals wiederum vernichten, oder den angefangenen Genuß einer Glückseligkeit je wieder gänzlich für ihn aufheben sollte. So lange er also an einen Gott zu glauben, seine sittlichen Vollkommen- heiten in Gott übertragen muß, und demzufolge alles von ihm zu erwarten sich genöthigt fühlt, wozu er unter ähnlichen Umständen, nach seiner eigenen, in Gott in ihrer höchsten Vollkommenheit gedachten, Ver- nunft sich selbst verbunden halten würde, so lange wird auch wol sein Glaube sowohl an die Fortdauer seines Seyns, als auch an die Fortdauer eines glück- seligen Genusses dieses Daseyns unangefochten bleiben müssen.

Mit gleicher Nothwendigkeit muß er erwarten, daß, wenn sich Gott einst Zwecke vorgesetzt habe, er

auch, sie zu erreichen, die besten Mittel gewählt haben werde, weil dessen Gegentheil in jedem Falle den Begriff von einem Vollkommenen, wie er ihn unumgänglich denken muß, ganz in ihm aufheben würde — so wie er zu erwarten sich genöthigt sieht, daß, wenn Gott einmal eine solche Art seine Zwecke zu erreichen oder auszuführen sich erwählet habe, er diese niemals wieder aufheben oder ändern werde, weil dieses Wankelmuth, oder ein vorhergegangenes Irren in der Wahl, seine besten Zwecke auszuführen — auf jede Weise wieder eine Unvollkommenheit in Gott verrathen würde, die man unmöglich wieder zulassen kann.

Darum verspricht er sich von der Natur, sofern er als ein Gotteswerk sie nehmen muß, daß sie nie ihren Lauf verändern, sondern immer ihre einmal angefangene Art zu wirken fortsetzen werde, und unterwirft sie damit unwillkürlich einem ewigen Gesetze; — darum verspricht er sich von seiner eigenen Natur, daß sie, dem Wesentlichen nach, so bleiben werde, und darum nimmt er auch für unbezweifelt an: daß die Verhältnisse seines gegenwärtigen Lebens, ihrem Wesentlichen nach dieselben bleiben werden; weil er voraussetzen sich genöthigt sieht, daß Gott nie von der Art, wie er

schon einmal seine Zwecke auszuführen angefangen hat, im Wesentlichen abweiche: — daß nichts ihm gereue, sondern daß er seyn werde, der er ist, gestern, heute und in alle Ewigkeit, weil weder Veränderung noch Wechsel bei ihm gedacht werden kann. —
 Jacob. I. v. 17.

Ist also das gewiß, daß nämlich unsre sittliche Vernunft uns nöthige, und gleichsam zwingt, unser gegenwärtiges Leben mit allen seinen wesentlichen Eigenthümlichkeiten, Erfordernissen, Verhältnissen und Bedingungen, sofern sie von der Vernunft nicht als erdichtete, erkünstelte oder dem Genusse einer wahren moralischen Glückseligkeit — dem eigentlichen Zwecke unsers Daseyns — entgegenstehende, sondern als wahr, in unsrer Natur als wesentlich begründete Eigenthümlichkeiten, Verhältnissen und Bedingungen erfunden werden; ist das gewiß, so ist hiemit uns auch gewiß, daß nicht nur unser gegenwärtiges Leben als Zweck Gottes, sondern auch dessen wesentliche Eigenthümlichkeiten u. s. w. als die von Gott erwählte Art, wie es gesichert und genossen werden sollte, so von Gott fortgesetzt werden, mit andern Worten: daß dieses unser gegenwärtiges Leben in Absicht seiner Wesenheit die größte Nehn-

lichkeit mit dessen Fortsetzung d. i. mit unserm künftigen Leben haben werde.

Wollten wir uns einreden: daß Gott in Zukunft es doch anders mit uns machen, vielleicht unser Daseyn wieder enden, oder dieses Daseyn auf eine ganz andre, mit der gegenwärtigen gar keine Aehnlichkeiten habende, Weise uns genießen lassen könne — daß er z. B. unsern Geist in der Zukunft ganz ohne Körper forterhalten, aus unsern gegenwärtigen Verhältnissen zu der Welt und zu den Menschen uns ganz herausrücken, unsre gegenwärtigen Verbindungen und wechselseitigen Einwirkungen aufheben — das Band des Bedürfnisses und der Liebe, welches an die Unsrigen, an die Lieblinge und Verwandte unsers Herzens uns so innig fesselt, durch ein Hinwegnehmen des Bedürfnisses und der Liebe selbst zerreißen — unsre gegenwärtige Art, die Dinge anzuschauen, zu denken und zu urtheilen, zu glauben und zu lieben, zu wollen und zu wirken, sich mitzutheilen und von Andern zu empfangen — so ganz verändern oder aufheben könne — wollten wir uns dieses einreden, so würden wir ganz offenbar aus dem in uns vorhandenen, nicht abzuändernden Begriff von einer Vollkommenheit in Gott hinausgehen, und mit einer gänzlichen Verzichtleistung auf unsre Vernunft den größten Widerspruch

uns einreden, nämlich: daß etwas möglich sey, was wir uns als nicht möglich denken müssen — in unserm Falle: daß es wohl möglich sey, daß Gott anders seyn, anders sich erweisen und über uns beschließen könne, als wir von ihm zu denken uns durch ihn selbst genöthigt sehen. Und dieß uns einzureden ist wieder so unmöglich uns, als es unmöglich bleibt, das Vernunftvermögen in uns auszutilgen.

Und was würde auch erfolgen, wenn wir nach jenem wichtigen Abschnitt unsers Daseyns, den wir Tod nennen, in einen, von dem gegenwärtige durchaus verschiedenen Zustand kommen, wenn sowohl unser Wesen, als auch dessen gegenwärtigen Verhältnisse — sowohl unser Ich, als auch die äußren Gegenstände Alle, in welchen es sich, gleichsam wie in einem Spiegel, wiederfand, wenn alles in und außer uns sich so verändern sollte, daß ganz und gar keine Aehnlichkeiten darin mehr angetroffen werden könnten — wenn wir z. B. künftig also uns selbst nicht mehr wie die alten, aus Sinnlichkeit und Vernunft Gemischten Wesen fühlen, eine ganz andre Art des Umgangs führen, auf eine, uns jetzt undenkbare, Weise erkennen, wirken, uns mittheilen und genießen sollten? Das würde unausbleiblich daraus folgen, daß wir in diesem angenommenen Falle uns selber

nicht mehr kennen, uns nirgends wiederfinden, uns — doch, was sage ich noch uns? Wir dächten, oder fühlten ja uns selbst nicht mehr! — uns für verloren halten, und überall unsere Person, uns selbst vermissen würden. Ein Traum, der unsern gegenwärtigen Verhältnissen uns entrückt, in unbekannte Gegenden uns hinzaubert, und selbst in andre Personen wandelt, ein solcher Traum wird dies uns deutlich machen.

Soll also unsere Person, unser Ich noch nach dem Tode fortbauern, so müssen wir sowohl, als auch unsre äußeren Verhältnisse fortbauern, mit andern Worten: giebt es ein künftiges Leben nach dem Tode — wie wir es denn nothwendig glauben müssen — so muß, wir können uns nicht anders denken, nothwendig auch die größte Aehnlichkeit zwischen diesem gegenwärtigen Leben und zwischen jenem künftigen Statt finden.

* * *

Und nun liebe Leser! nun zu den schönen Folgerungen, welche aus der jetzt nachgewiesenen Aehnlichkeit des gegenwärtigen Lebens mit dem künftigen sich ergeben werden.

Mit Recht erwarten wir — dieß ist unsre erste Folge — mit Recht erwarten wir, daß wir in unserm Zustande nach dem Tode uns auch mit einem Körper wiederum bekleidet finden werden, wie wir uns immer hier, nicht nur als geistige, sondern auch als sinnliche Wesen fühlten. Nur, daß wir in diesem jetzigen groben Körper uns wiederfinden werden, erwarten oder fürchten wir damit gerade nicht. Veränderungen unsers Körpers haben wir schon oft erfahren — habe ich doch selbst als Greis nichts mehr von meinem Kindeskörper — Veränderungen müssen wir also auch wohl mit unter die Bedingungen rechnen, unter welchen wir nach Gottes Absicht unser Daseyn forterhalten und genießen sollten. Weil wir also bisher dem Körper nach schon mannichfach verwandelt wurden; so werden wir, dem Körper nach, auch einst verwandelt werden — I Corinth. 15. v. 53. Wie unser Kindeskörper anzog einen vollkommnern Körper, so wird auch unser gegenwärtige Körper einst anziehen einen vollkommneren. „Dies Verwesliche muß anziehen das Unverwesliche, dies Sterbliche Unsterblichkeit.“

Das Unverwesliche? Unsterblichkeit? Hat dies Verwesliche auch Aehnlichkeiten mit dem Unverwes-

lichen? Daß Sterbliche auch Aehnlichkeiten mit der Unsterblichkeit?

Diese scheinbare Einrede leitet mich auf eine zweite Folgerung.

Sichtbar nämlich, sichtbar sollten alle Wege, welche der Allweise mit den Menschen ging, zu einer allmählig steigenden Beredelung seines ganzen Wesens, und damit auch zu einer immer höher steigenden Glückseligkeit hinansühren. Ohne seine Aehnlichkeit mit Gott — von einer Gleichheit war die Rede nicht — je zu verlieren, ward ja aus dem rohen, zuerst bloß sinnlichen, Kinde ein mehr als sinnliches — ein geistiges, vernünftiges, geistigdenkendes, geistigwollendes, geistighandelndes, für geistige Freuden empfängliches Wesen; und so wird, ohne daß wir jemals unsre Aehnlichkeit mit uns selber zu verlieren fürchten dürfen, sowohl ein feinerer, unsterblicher Körper — ähnlich dem verklärten Körper unsers Herrn — künftig von uns angenommen werden können, als unser ganzer gegenwärtiger Zustand auch eine veredeltere Gestalt gewinnen kann, ohne seine Eigenthümlichkeit oder seine Ichheit dadurch zu verlieren.

Schließen wir also mit aller Zuversicht von unserm gegenwärtigen Seyn auf unser künftiges, von

unsrer gegenwärtigen Natur auf unsre künftige, von unsern gegenwärtigen Verhältnissen auf unsre künftigen, von der Art unsers gegenwärtigen Ergusses und Genusses auf die künftige — nur nach dem Fortgange zur Veredelung, der uns auch hier schon sichtbar wird, auch gleich mit ein, sonst möchten wir, indem wir in das Künftige zu blicken wähen, doch nur das Gegenwärtige vor Augen haben.

* * *

Daß wir mit den Unsrigen einst auch in ähnlichen Verhältnissen bleiben werden — ist unsre dritte Folgerung.

Ob etwas, was uns, an den Unsrigen theil zu nehmen, und uns ihnen mitzutheilen nöthiget, in uns auch nach dem Tode bleibe? Das sey es jetzt, wornach wir fragen wollen. Ob dieses Etwas — wir könnens Liebe im erhabnern Sinne dieses Wortes nennen — ob diese Liebe als wesentliche Bedingung oder Eigenthümlichkeit unsers Lebens, unsers Seyns und Genießens — unsers Ichs erfunden werden könne?

Wesentlich, so haben wirs gefunden, wesentlich ist dasjenige an dem Menschen, was so stetig in ihm angetroffen

angetroffen wird, als ob er ohne dasselbe nicht fortbestehen könnte. Und da dachte ich, daß unser eigenes Gefühl uns Alle schon zur Genüge lehre: Liebe — wie wir sie bestimmten — Etwas, das seine Lieblinge hat, das theil an ihnen nimmt, und sich dagegen ihnen wieder mitzutheilen sucht — Liebe sey von dem Augenblicke an, in welchem er sich mit Bewußtseyn, fühlen lernte, so stetig in dem Menschen anzutreffen als immer Wärme angetroffen werden mag, wo eine Flamme lodert.

Es scheint aus diesem Grunde auch, als müsse erst der Mensch sein ganzes Wesen wandeln, erst sich entmenschen, eh' er die Liebe aus sich bannen könne. Darum empört das ganze menschliche Gefühl sich gegen den, wie gegen einen Unmenschen, der diese Liebe, wenn auch nicht zu vernichten, doch zu verleugnen suchte; darum verabscheuet man so allgemein den Vater, der dem Sohn, der um Brod ihn bittet, einen Stein dafür bieten, die Mutter, welche ihres Kindes vergessen, den Sohn, die Tochter, die den Vater und die Mutter, den Mann, der sein Weib, das Weib, das ihren Mann verleugnen — den überhaupt, welchen die Natur, Bedürfniß und Vernunft so dringend seiner Liebe anempfahl, mit Kälte von sich stoßen konnte.

So tief, wie wir nur in unser Wesen dringen können, so tief ist sie, die Liebe, in demselben eingewurzelt. Sie ward uns nicht so angethan, wie unser grobe Körper, ward nicht uns eingekünstelt, wie so manche Wissenschaft — sie geht, das fühlen wir, aus unserm Wesen selbst hervor, und zeigt sich so innigfest mit ihm verbunden, als ob sie in ihm aufgelöset, Eins und dasselbe mit ihm wäre. „Glaube, Hoffnung, Liebe bleibt; aber die Liebe ist die größte unter ihnen.“

Was wäre diesernach im Menschen wesentlich, wenns nicht die Liebe wäre — jenes Sehnen, jenes Suchen nach den auserkornen Lieblingen; jenes Hinannähern zu denselben, jenes Theilnehmen und Mittheilen, was so unmittelbar aus dieser Liebe fließet?

Und mehr als dieser Ueberzeugung bedurften wir ja nicht, um das nun als gewiß zu wissen, daß also jene Liebe auch in der Zukunft nach dem Tode in dem Menschenwesen fortbestehen werde, und mit ihr auch ihr Sehnen, ihr Theilnehmen und ihr Mittheilen noch im zweiten Leben fortbestehen werde, weil wir, wie schon bemerkt, den in uns liegenden Begriff von Vollkommenheit, auf Gott nothwendig übertragen, und in Wirklichkeit in ihm uns denken müssen.

Liebe — das wüßten wir denn hiermit so gewiß, als Gott sich selber nicht verleugnen kann — Liebe höret nimmer auf. Sie bleibt in uns auch nach dem Tode, sie blieb in allen unsern Theuren auch, die vor uns durch den Tod ins andre Leben übergangen. Sie wird auch dann, wenn wir sie auch nicht mehr in unsre Arme schließen können, noch dann in ihnen sich uns nahen *) und an unserm Wohl und Wehe

*) Nahen? Ich sehe manche wieder lächeln, indem ich schon von einem Nahen der vor uns hingegangenen Lieben rede. Ich frage ernstlich sie dagegen: warum sollen sie denn gerade fern seyn? Ist doch die liebe Muttererde, in welche, wie überhaupt in die Natur, noch kein geschaffner Geist je drang (Haller), fürerst doch wichtig wol genug, so manches Unerklärliche in ihr, wie auf derselben, sich zu erklären oder zu verständlichen. Ich frage abermals, wie einstens schon: wo ist der Himmel, in welchen man sie, seine Theuren, setzt? Ist er etwa mit dem sonst überall so Gegenwärtigen von unsrer Erde ausgeschlossen? Ist Er es nicht, der nahe und auch fern, der fern und — auch nahe ist? — Apost. Gesch. 17. v. 27. 28. verglichen Psalm 139. — Ich denke immer noch, der Himmel sey auch da, wo sie, die die Gottheit ist, wer wird sie von der Erde auszuschließen wagen? — Daß übrigens die vor uns hingegangenen Unstrigen sich fernerhin uns nahen können, ist wol nicht schwieriger, als daß sie sich von uns entfernen können.

den vollsten Antheil sie auch noch jenseits nehmen lassen.

Sollte es mir nun mit diesem Wenigen gelungen seyn, den Gedanken: daß die vor uns hinweggegangenen Lieben sowohl uns nahe seyn, als auch auf uns wirken können — zu einer innigen Ueberzeugung meiner lieben Leser gefördert zu haben; so mögte ich — da das Wissen als solches nichts nütze ist — sie nun noch kürzlich auf die wichtige Folge leiten, wie wohlthätig diese Ueberzeugung auf die Nachbleibenden noch wirken könne.

Nehmen wir den Menschen nämlich, wie ihn uns die Erfahrung giebt, nicht nur als ein höchst sinnliches Wesen, welches noch immer mehr und williger nach sinnlichen Eindrücken und Empfindungen, als aus einem reinen Gehorsam gegen das Gebot der Pflicht, oder des Sittengesetzes handelt; so ist es immer, wenn auch nicht schon zuviel gefordert, doch wenigstens zuviel erwartet, daß er, unbekümmert, ob er bemerkt oder nicht bemerkt werde, bloß aus dem Grunde, daß es gut sey, und schön und recht und edel sey, auch immer gut und recht und schön und edel handeln sollte.

Vielleicht, daß er, von der groben Hülle seiner Sinnlichkeit einst ganz entkleidet, zu seinem Gutfeyn und zu seinem Rechtsverhalten des Beifalls und des Tadelß Anderer mehr entbehren kann; nur jetzt, nach seiner gegenwärtigen halb sinnlichen halb geistigen Natur, bei seiner gegenwärtigen Reizbarkeit für Ehre und für Schande, jetzt, wer wäre doch so wenig Menschenkenner, daß er dies leugnen mögte — jetzt kann ers einmal nicht; nicht alle Rücksicht auf das Urtheil Andrer ganz vermeiden, nicht es vermeiden, daß nicht der aufmerksame Blick des Augenzeugen, oder, daß nicht die Hoffnung oder die Furcht, früher oder später mit seiner Absicht entdeckt zu werden! auf sein ganzes sittliches Betragen, auf sein Gutes thun und sein Böses lassen den bedeutendsten und sichtbarsten Einfluß habe.

Würde er, wenn auch kein andres Hinderniß in seinem Eifer für das Gute ihn ermüden könnte, nicht oft bloß durch die Vorstellung in seinem Eifer abgekühlet werden: wer wirds bemerken? Und, sah man ihn nicht darum oft sich selber übertreffen, weil er es wußte: daß er mit seinem Lichte vor den Leuten leuchten werde? daß er in dem Angesichte solcher Zeugen handle, durch deren Urtheil über ihn vielleicht sein ganzer öffentlicher Ruhm entschieden werden könne?

Würde er nicht immer, wenn er vom Ungestüme seiner Leidenschaften fortgerissen wurde, bloß durch die Nachhülfe jener Vorstellung mit fortgerissen: daß ein undurchdringliches Dunkel ihn verhülle, daß kein Auge ihn entdecke, kein Ohr ihn belausche, kein Zeuge ihn verrathen werde? Und, wenn er über seine Leidenschaften siegte, würde er nicht in den meisten Fällen darum Sieger, weil er gerade in den gefahrvollsten Augenblicken — entweder aufmerksame Zeugen um sich her erblickte, oder doch sich an die Möglichkeit erinnerte, daß man bei einer schwachen That ihn überraschen, wenigstens ihm seine Heimlichkeiten ausspähen, aufdecken, und mit der zwiefachen Schande des entlarvten Heuchlers auch noch spät ihn überschütten werde? War der Gedanke nicht stets sein gefährlichster Versuch: wer siehet mich? und wer kennet mich? Und der Gedanke: du wirst verrathen werden! war er nicht gemeiniglich der stärkste Zügel, welcher auch die wildeste von allen Leidenschaften noch am besten bändigte?

Wahrlich es ist ein über uns erhöhtes Wesen, das in dem Angesichte aufmerksamer Zeugen zum Guten sich nicht mehr als durch das Gute selber auffordert fühlt; ein über uns erhöhtes Wesen, das durch das Urtheil eines Zeugen nicht noch mehr ermuntert, bestimmt und gestärkt werden könnte!

Nahm doch ein Paulus selbst *), „aus einem Haufen Zeugen — eines Abrahams, eines Isaacs, eines Jacobs u. s. w. als von ihnen sich umgeben sich gedacht, einen Grund, die Sünde abzulegen, die uns noch immer anflebt und träge macht, und durch Geduld in dem Kampfe zu laufen, der uns verordnet ist.“

Freilich könnte, freilich sollte der Gedanke an den allgegenwärtigen Gott — an Ihn, den Richter der Lebendigen und Todten — ihn allein und einzig schon bestimmen, wie vor Dessen Augen fromm zu wandeln; vor Ihm, dem selbst der Nächte Finsterniß das hellste Licht des Tages gleichet, auch im Verborgenen gut zu seyn.

Auch könnte es wohl seyn, daß jene Rücksicht auf das Urtheil Anderer bei den meisten — sollte ich nicht: Alle sagen dürfen? — bei den meisten Menschen so entschieden, aber wie so mißlich ständ' es denn mit ihrer Tugend, wenn sie auf sichtbare Zeugen nur zu rechnen, nur deren Blicke zu suchen oder zu vermeiden, wie deren Urtheil, deren Beifall oder Tadel zu hoffen oder zu befürchten hätten? Oder

*) Hebr. 12. v. 1.

wüßte er nicht etwa oft sie, die Sichtbaren von sich zu entfernen, oder ihnen auszuweichen?

Eben deswegen aber, weil sie den sichtbaren Zeugen gerade da so leicht vermissen, entfernen und bestechen können, eben deswegen muß es ja wohl so vorzüglich wohlthätig auf sie wirken, mit einer neuen wohlthätigen Kraft sie für das Gute stärken, und vom Bösen abhalten, wenn sie auch da, wo sie den sichtbaren Zeugen fliehen und entfernen, seine Urtheile hintergehen, und mit dem Schleier der Verborgenheit vor seinem Blicke sich verhüllen könnten — von solchen Zeugen sich umgeben wissen, deren Gegenwart sie sich durch keine Einsamkeit entziehen können, die sie ganz kennen, wie sie sind, ihre dunkelsten Grsühle deuten, ihre Absichten in des Herzens Tiefe selbst erforschen, und dem Reifen eines jeglichen Entschlusses zusehen — und zwar nicht als gleichgültige, oder müßige Beobachter, sondern mit dem Mitgeföhlen eines Busenfreundes, und mit dem Ernste eines Richters zusehen — o daß ich gut sey sollt ihr wissen, und kein Laster mich beflecken werde nur von mir erfahren, daß ihr den Unredlichen nie in mir sehen, und den Gewissenlosen nie in mir entdecken sollt das — das Vollendete! die ihr noch zeugend

mir zur Seite seyd, nur das sollt ihr an mir bemerken, nur das in eurem selbigen Kreise von mir zeugen können!

So wird das Innere des Nachgebliebenen in dem Angesichte der Verklärten unwillkürlich reden — mögt' es auch so in allen meinen lieben Lesern reden!

mit zur Erde her, nur das soll die Ordnung sein,
 welche nur das in einem Augenblicke sein soll
 gegen können!

Es wird das Ganze der Menschheit in
 dem Augenblicke der höchsten Anstrengung sein
 — nicht, es wird in allen seinen Theilen
 sein!